

Josef Winkler:

DAS FLEISCH DES STACHELS

„Nie stand etwas anderes auf dem Spiel als die Sprache. Durch die Sprache sind wir oder sind wir nicht, durch die Sprache werden wir bestehen oder nicht.“

Florjan Lipuš

Aufgewachsen bin ich im Kärntner Drautal, über 100 Kilometer vom slowenischsprachigen Gebiet von Kärnten entfernt, auf einem kleinen Bauernhof in einem kreuzförmig gebauten katholischen Dorf. Bis zu meinem 17. Lebensjahr wusste ich nichts von einer slowenischen Minderheit in Kärnten, es war weder in der Schule, noch in der Kirche auffällig davon die Rede. Ich hatte zumindest das Glück, in keinem katholisch oder national fanatisierten Elternhaus aufgewachsen zu sein. Meine Mutter, die im Zweiten Weltkrieg drei Brüder im jugendlichen Alter verloren hatte, zwei in Russland, einen in Jugoslawien, war verstummt, es hatte ihr und ihrer ganzen Familie, wie man so sagt, die Sprache verschlagen, sie wollte vom Krieg und von den Kriegsgräueln nichts wissen und hören. Die Magd war taubstumm, der Knecht ein Analphabet, der

mit drei Kreuzen unterzeichnete, wenn er etwas unterschreiben musste. Der Vater, der im Zweiten Weltkrieg als Wehrmachtssoldat überlebt hatte, hatte also keinen Zuhörer im Haus. Er musste sich alleine in den Kriegsgeschichten seiner Vergangenheit wortlos vergraben. Nicht selten traf ich ihn, wenn er sich alleine meinte, mit sich selbst redend an, er hörte aber sofort auf mit den Selbstgesprächen, wenn jemand überraschend auftauchte. Man hörte ein Geschwurbel, als wenn man den Sendersucher eines Radios schnell weiterdreht, kein einziges Wort konnte man verstehen.

Wenn der dann doch wieder einmal vom Krieg als Abenteuer berichtete, antwortete die Mutter: „Im Krieg ist es Euch wohl zu gut gegangen!“ Und die Antwort des Vaters war nicht selten: „Wenn der Krieg nicht gewesen wäre, wäre ich in meinem Leben nirgendwo hingekommen, weder nach Deutschland, noch nach Frankreich, auch nicht nach Holland!“ Es musste also Krieg geben, damit er sein Heimatdorf verlassen und „die Welt sehen“ konnte. Oft erzählte er, dass seine Truppen in Frankreich, in Calais, eingekesselt waren: „Monatelang haben wir nur aufs Wasser geschaut! Da habe ich mir überlegt, ob ich mir doch die Kugel geben sollte! Aber meine Mutter hat mir ein paar Gebetsprüchlein mitgegeben, die mir geholfen haben!“ Erst wenn – wie alljährlich – zu Allerheiligen und Allerseelen der Bruder meines Vaters, der bei der SS in Nürnberg war, zur sogenannten „Gräberbesprengung“, zur Gräberweihe seiner Eltern kam, wurde wieder gehetzt, und dabei hörten wir auch aus dem Mund des Vaters die Worte: „Hitler hätte doppelt so viele Juden umbringen sollen!“ und „das KZ Mauthausen haben sie viel zu früh zugesperrt!“

Wir Kinder ließen uns von den Maulhelden nicht beeindrucken, sie konnten uns nicht fanatisieren im Sinne eines Satzes von Marie von Ebner-Eschenbach: „*Geistlose kann man nicht begeistern, aber fanatisieren kann man sie!*“ Das Gegenteil war der Fall, wir machten uns drüber lustig, wenn die Kriegsabenteuer-Erzähler am

Allerheiligentag nach der Gräberbesprechung in den Stall gingen und den neuesten prämierten Pinzgauer-Stier bewunderten. Wir nahmen neben den Beinen der Szegediner-Gulasch zubereitenden oder Wiener Schnitzel in brutzelndem Schweinsfett herausbratenden Mutter Kochtöpfe aus der Anrichte, setzten sie als Stahlhelme auf den Kopf, simulierten einen Schützengraben, warfen uns auf den Boden, äfften den Vater nach und riefen: „Stellts euch vor, eine Kugel hat meinen Hals gestreift. Nur ein paar Millimeter, dann wäre ich *weg* gewesen!“ Und wir hüpfen mit dem Topf auf dem Kopf hinter dem Rücken der bratenden Mutter umher und feixten: „Dann wäre ich *weg* gewesen, *weg* wäre ich gewesen!“ Erst wenn wir wieder die Schritte der Männer im Flur hörten, schoben wir die Töpfe neben den Beinen der wortlosen, geduldigen, längst Psychopharmaka schluckenden Mutter in den Schrank, begaben uns – Grimassen schneidend – artig an den Tisch und spitzten die Ohren.

Mich ließ man nicht in die Hauptschule gehen, ich musste mit den anderen Arbeiter- und Bauernkindern acht Jahre lang in der Dorfvolksschule bleiben, während meine älteren Geschwister in die Hauptschule gehen durften. „Besser ein gutes Volksschulzeugnis, als ein schlechtes Hauptschulzeugnis!“ hat es geheißen. Man nahm also von vornherein an, dass mein Hauptschulzeugnis schlecht sein würde, ich vielleicht sogar zurückversetzt werde, in die Dorfvolksschule. Im sogenannten „A-Zug“ in der Hauptschule in Feistritz an der Drau lernte man auch Englisch, im „B-Zug“ nicht. Es hat nichts geholfen, dass ich meine Eltern angebettelt habe, wenigstens in den „B-Zug“ gehen zu dürfen, den A-Zug habe ich mir selber nicht zutrauen können.

Zum 10. Oktober malten wir mit Wasserfarben die gelb-rot-weißen Kärntnerfahnen und steckten sie an die Fenster und liefen mit den knisternden und knatternden Papierfähnchen die Dorfstraße hinunter und hinauf. In der Dorfvolksschule hatten wir keinen maßgeblichen Geschichtsunterricht. Erst als man in meinem Heimatdorf gegen Ende der Sechzigerjahre ein riesiges Plakat auf eine Heustadelwand pickte, auf dem man einen schmalen großgewachsenen Mann mit einer Baskenmütze sah, vor dem ein

Kind stand, das fragte: „I haaß Kolaric, du haaßt Kolaric – warum sogen´s zu dir Tschusch?“, schreckten wir endlich auf, aber von einer slowenischen Minderheit in Kärnten war bei uns im Dorf noch immer nicht die Rede. Um diese Zeit, als ich mich längst schon mit Weltliteratur beschäftigte, nagelte ich mit großköpfigen Heftzwecken ein Plakat auf die verlotterte Heustadelwand meines Vaters, darauf stand ein Satz des damaligen Literaturnobelpreisträgers Alexander Solschenizyn: *„Eine Literatur, die nicht den Schmerz und die Unrast der Gesellschaft wiedergeben kann, die nicht vor den moralischen und sozialen Gefahren warnen kann, verdient den Namen Literatur nicht.“* Jahrelang wagte es niemand im Dorf, das Plakat, das mehr und mehr verstaubte und hinter dem von Jahr zu Jahr mehr Strohhalme steckten, zu entfernen.

In meinem Heimatdorf Kamering lebte ein Slowene, der zugeheiratet war und zeitlebens ein Außenseiter blieb, streng katholisch, trunksüchtig, von den Dorfbauern gehänselt, weil er der deutschen Sprache nicht mächtig war, der aber über Jahrzehnte lang für Maurerarbeiten ausgenutzt wurde. Auch wir Kinder äfften ihn nach, wenn er wieder einmal in guter Laune seine dorfbekanntesten Sätze zum Besten gab: „Schöne Wetter heute, Vogel feifen! KELAG brauchen lange Leitung, funfzig Meter Kupferdraht!“ Kurz bevor er starb, suchte der zeitlebens gedemütigte, gottesgläubige Mann den Dorfpfarrer auf und flehte ihn weinend an: „Herr Pfarrer, ich möchte meinen jugoslawischen Taufschein haben, ich möchte mit meinem jugoslawischen Taufschein in der Hand sterben und begraben werden!“

In diesen Siebzigerjahren tauchte alle zwei Wochen der „Ruf der Heimat“ auf, ein gruseliges Hetzblatt des „Kärntner Heimatdiensts“, in dem immer wieder von einer bevorstehenden Invasion Jugoslawiens gewarnt und in der ländlichen Bevölkerung, auch in meinem Elternhaus, Angst geschürt wurde. Manchmal blätterte mein Vater abends nach der Stallarbeit darin – mit Kuhdreck unter seinen Fingernägeln – und schwärmte bei der

Feldarbeit oder im Stall davon, bis ich die Zeitung, kaum hatte sie der Briefträger ins Haus gebracht, aufs Plumpsklo trug. Der Vater hatte dort, also am stillen Ort, zumindest so lange Zeit, dem „Ruf der Heimat“ zu folgen, bis er sich wohl oder übel damit seinen Hintern abputzen und die zusammengeknüllten Zeitungsfetzen im Loch verschwinden lassen musste. Klopapier gab es bei uns damals keines. Über jeden Verdacht erhaben war der Klodeckel! Hut ab vor dem „Kärntner Heimatdienst“, der uns so lange vor dem Einmarsch der jugoslawischen Truppen bewahrt hatte. Manchmal fand man auf den frischgedüngten Feldern meines Vaters ein paar zusammengepappte und von Jauche durchtränkte, vor Tito warnende Zeitungsfetzen zwischen den hochwachsenden Getreideähren, wo der „Ruf der Heimat“ im Drautal kläglich verhallte.

Im Jahr 1973, als ich im Büro der damals neugegründeten Hochschule für Bildungswissenschaften in Klagenfurt als sogenannte „Schreibkraft“ angestellt wurde, waren es zwei Kärntner Slowenen, Germanistik- und Slawistikstudenten, mit denen ich mich besonders angefreundet hatte, von denen ich mehr und mehr vom Leben im slowenischsprachigen Gebiet von Kärnten erfuhr, das mir so lange verborgen geblieben war. Damals erschienen erhellende Bücher von Peter Handke und Florjan Lipuš, nämlich die Erzählung „Wunschloses Unglück“ und der Roman „Der Zögling Tjaž“. Als „Der Zögling Tjaž“ in Wien von Florjan Lipuš im Beisein von Peter Handke vorgestellt wurde, kam auch der damalige Bundeskanzler Bruno Kreisky zur Lesung.

Als Vorsitzender des Österreichischen Kunstsenats darf ich auch sagen, dass es uns Senatsmitgliedern 2018 gelungen ist, Florjan Lipuš mit dem Großen Österreichischen Staatspreis für sein literarisches Werk auszuzeichnen. Es hat weit über ein halbes Jahrhundert gedauert, bis das erste Mal ein Kärntner Slowene, der ausschließlich auf Slowenisch schreibt, die höchste literarische Auszeichnung der Republik Österreich erhalten hat. Damit hat es sich nun auch herumgesprochen, dass die muttersprachliche

Literatur der Kärntner Slowenen österreichische Literatur ist. Im Jahre 2022 erhält den Großen Österreichischen Staatspreis Anna Baar, die ebenfalls Österreicherin ist mit slawischer Muttersprache, die ausschließlich auf Deutsch schreibt.

Den Einspieler-Preis widme ich meinem leider viel zu früh verstorbenen Freund Fabjan Hafner. Er war nicht nur ein Wissender als Leser und Literaturexperte, sondern auch ein feinsinniger Dichter. Und ein liebenswerter, geistreicher und hilfsbereiter Mensch, dem die eigene Empfindsamkeit und die Grobschlächtigkeit anderer zum Verhängnis geworden ist.